

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Rothmann, Ralf
Feuer brennt nicht

Roman

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42063-8

SV

Ralf Rothmann
Feuer brennt nicht
Roman

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2009

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42063-8

I 2 3 4 5 - 13 12 11 10 09

Sie musste glauben, es sei das Sonnenlicht,
das mir die Augen mit Tränen füllte.

Julio Cortázar

Frühe Jahre

Wie alltäglich oder unbedeutend die Reise auch sein mag, wie trist der Bahnhof und wie voll das Abteil mit den lärmenden Kindern, den ungelenk sich abmühenden Kofferträgern und den Keuchenden, die es gerade noch geschafft haben: Wenn alle Ansagen gemacht und alle Türen geschlossen sind und jeder auf das Anrücken des Zuges wartet, gibt es nicht selten einen Moment der Stille, der mehr zu meinen scheint als das unausgesprochene »Endlich!« oder die Entfernungen zwischen hier und da, der einem wie ein geheimnisvolles Innehalten vorkommt, ein Atemholen der Zukunft, und die meisten Menschen, selbst die misslaunigen oder ungeduldigen, einen Herzschlag lang demütig aussehen lässt.

Wir wissen nichts, wenn jemand stirbt, nicht viel, wir stehen vor einem Rätsel, und will man Obskures vermeiden, schweigt man besser. Zwar haben wir uns angewöhnt zu sagen, die oder der Verstorbene lebt in uns, unserem Gedenken, weiter; aber irgendwann sind auch wir vergessen, und was dann? Sicher ist nur so viel: Niemand auf der Welt kann ein Leben, sei es nun lang oder kurz gewesen, ungeschehen machen. Es hat einmal für immer stattgefunden, es hat eingewirkt auf den vergangenen, es wirkt ein auf den gegenwärtigen und wird einwirken auf den künftigen Zustand der

Mysterien; und wie die Natur, der physische Bereich, in Wahrheit keinen Tod kennt, sondern immer nur Verwandlung, endlos, so wird es im metaphysischen Bereich eine Entsprechung geben. Jetzt, in diesem Moment, schließen unzählige Menschen zum letzten Mal die Lider, und gleichzeitig schlagen unzählige andere sie zum ersten Mal auf, und sieht man einmal ab von allem Persönlichen, könnte man den Eindruck gewinnen, das ganze Dasein, das leidige Werden und Vergehen, sei nichts als ein Blinzeln oder Augenzwinkern auf dem Grund einer allumfassenden Gelassenheit. Wäre das ein Trost?

Die Fahrt kommt einem endlos vor. Es ist heiß, die Luft über dem Gleisgewirr zittert. Pappelsamen fliegt im Abteil herum. Ein alter S-Bahnwagen mit Holzbänken, wie es sie in Westberlin schon längst nicht mehr gibt; der Feuerlöscher wackelt, die geöffneten Fenster rappeln in den Rahmen, Türen schnellen zu mit hartem Knall. Die Stationen haben ungewohnte Namen: Ostkreuz, Wuhlheide, Rummelsburg. Vor den langen, mit Graffiti besprühten Ställen der Trabrennbahn in Karlshorst dösen Pferde in der Sonne. Es wird immer grüner, und die Menschen reden kaum und blicken aus dem Fenster mit Gesichtern, denen man wenig Humor zutraut. Viele Männer tragen Hemden mit verblichenen Mustern, unglaublichen, wie auf Sofas von Möbel-Discountern. Strohfalten das Haar der Frauen, billig der Schmuck, und der zementfarbene Teint wird noch etwas grauer, die Lippen schmaler, wenn sie bemerken, dass man sie anschaut. Obwohl sie hemmungslos gefafft haben, als Alina und er den

Wagen betreten, ist ein Blick auf sie offenbar nicht erwünscht, auch kein freundlich gemeinter. In Köpenick ausgestiegen, dreht sich eine Frau noch einmal nach ihnen um, und als Wolf ihr zunickt, schüttelt sie den Kopf und geht beleidigt davon in ihren Sandalen aus dem anderen Staat.

Noch mehr Pappelsamen, ohne dass man die Bäume sähe. Auf dem Bahnsteig in Hirschgarten kein Mensch. Spatzen picken Moos aus den Fugen der Betonplatten, deren Relief an Kopfsteinpflaster erinnern soll, und Alina trinkt einen Schluck Wasser aus einer kleinen Plastikflasche. Heimlich beobachtet er ihre Spiegelung in der Wagenscheibe, die verzitterte Silhouette. Aufrecht sitzt sie, die Hände locker im Schoß, wo sie manchmal an dem Ring am kleinen Finger dreht, und weil sie übernächtigt ist und blass, wirken ihre blauen Augen dunkler als sonst. Feine Falten ziehen sich von den Lidwinkeln zu den Schläfen, doch die Stirn mit den vereinzelt Sommersprossen ist trotz ihrer sechsunddreißig Jahre glatt. Sie trägt die roten, früher einmal lockigen Haare neuerdings kurz geschnitten, was ihr Gesicht ein wenig fülliger aussehen lässt. Mit dem runden Kinn, den schmalen Lippen und der geraden, kurz vor der Wurzel leicht eingewölbten Nase hat sie etwas von einer Jugendstil-Schönheit, wie man sie auf alten Drucken findet, in Büchern mit Exlibris. Doch der ornamentale Ernst und die pathetische Schicksalhaftigkeit solcher Frauen sind ihre Sache nicht; dazu hat sie zu viel Humor. Sie atmet tief, bei offenem Mund, und wie immer, wenn sie seinen Blick bemerkt, hellen sich ihre Züge auf, ein fast reflexartiges Lächeln. Der Wa-

gen steht, aus irgendeinem Grund geht es nicht weiter, und die Stille nimmt immer noch zu. Pappelsamen wirbelt herum wie Schnee, ein wildes Stöbern.

Sie hatten sich Ende des Jahres entschieden, gegen Weihnachten. Sie waren ihr altes Viertel leid. Eine zunächst nur lästige Bronchitis, die Folge einer Vortragsreise im Oktober, des Wartens auf zugigen Bahnsteigen, war in der Berliner Luft zu einer Lungenentzündung geworden, mit hohem Fieber, und die Heilung zog sich hin. Erschöpft lag er auf dem Bett, nippte am Tee und versuchte zu lesen, während Alina ein paar Kiefernzweige mit Schleifen, Kerzen und Glaskugeln schmückte. Der Weihnachtszauber muss sein.

Trotz der geschlossenen Fenster riecht es nach Kohlenrauch und Autoabgasen; die Rahmen sind verrottet, die Scheiben zittern, wenn Lieferwagen durch die Straße fahren. Die Fixer in den Räumen über ihnen streiten sich, verfluchen einander mit krächzenden Stimmen. Ein Spanier oder Südamerikaner ist dabei, »Te mato!« ruft er, und noch einmal schriller: »Te mato!« Irgend etwas poltert auf die Dielen, und unter ihnen kläfft Lola, die Hündin des Hauswarts, der sie selten mitnimmt in die Kneipe, ein feuchtes Gewölbe im Souterrain. Nachts hört man das Klicken der Billardkugeln im Kamin, und die Bässe der Musikbox, man fühlt sie im Bett.

Es ist zum Verrücktwerden, dieses Haus, wenn auch mit schönem Blick; man sieht die Schwäne auf dem Landwehrkanal, und der Himmel zieht sich hin bis zu

den Baukränen am Potsdamer Platz. Es ist schmutzig und stinkt aus allen Rohren, und besonders wenn Wolf heimkehrt von Reisen durch das saubere Westdeutschland, wo er in der Villa seines Verlegers gewohnt hat oder im Frankfurter Hof, wenn er die schwere Türe aufdrückt und zwischen verbeulten Briefkästen und vertrockneten Topfpalmen hinaufsteigt in den vierten Stock, kommt es ihm wie eine Kränkung vor. Kronkorken knirschen unter seinen Schuhen, die Scherben zerschlagener Lampen.

Außerdem plagt Alina ein seltsames Niesen, vermutlich eine Allergie gegen den Mülldunst aus dem Hof, und natürlich wissen sie, dass es so nicht weitergehen kann, seit Jahren ist es klar. Nach dem Mauerfall hat sich die Statik der Stadtteile verschoben, kaum merklich erst, wie sich ein Gebiss nach neuen Kronen oder Brücken ändert, und was man früher für ein Lächeln halten konnte, ist jetzt ein unverhohlenes Zähneblecken. Die buntscheckige Boheme, die das Kreuzberg längs der Kanalufer ausmachte, floh vor den neuen Mietpreisen nach Friedrichshain, Neuköllner Gangs durchstreifen die Hasenheide, und der U-Bahnhof Südsterne ist zu einem Treffpunkt für Dealer und Süchtige geworden. In Rotten stehen sie davor mit ihren Kampfhunden, deren Maulkörbe locker am Halsband hängen, und wenn seine Freundin von einem späten Kurs oder einer privaten Unterrichtsstunde nach Hause kommt, muss Wolf sie abholen am Gleis.

Angst hat sie, geht kaum mehr allein aus in der Nacht, und auch ihm ist oft mulmig; doch mehr noch fürchtet er sich vor einer anderen Gegend, einem neuen,

vielleicht weniger freien Leben. Denn das Haus, so schrecklich es ist und so sehr ihn die betrunkenen und abgerissenen Mieter deprimieren, hat einen schönen Vorteil: Sie wohnen gemeinsam darin und doch getrennt; sie haben zwei Appartements im selben Stock. Vor Jahren hatte sich das ergeben, und ohne viel Mühe, obwohl es eine Zeit der Raumnot und des Preiswuchers war. Alina lebte bereits dort, und sie umgingen die Warteliste für die plötzlich freie Nachbarwohnung, indem er einen Brief an die Verwalterin schrieb, einen geschliffenen Appell an ihren Sinn für Romantik, und ein signiertes Buch dazulegte: Das erste Mal, dass er eine Wohnung bekam, weil er Schriftsteller ist; früher hatte man ihm aus demselben Grund so manche verweigert.

Tür an Tür in teilnahmsvoller Distanz, das ist ihre Vorstellung von Anfang an; ein gemeinsames Leben, ohne dass Zauber und Anziehung sich durch zuviel Nähe und Gewöhnung aufbrauchen – hier scheint es möglich zu sein. Sie haben zwei Küchen, zwei Bäder, zwei breite Betten und eine Hoffnung, und das seit nunmehr siebzehn Jahren. Oft sehen sie sich Tage nicht, manchmal stellt er das Essen, das er für sie gekocht hat, in einem Topf vor ihre Tür. Sie schieben einander Zettel durch den Briefschlitz, Verse, Blödsinn, Marzipan, und wünschen sich per Klopfzeichen gute Nacht, und wenn sie telefonieren und bei Alina läuft Musik, hört Wolf sie nach dem Auflegen leiser weiter.

Ihre Wohnung liegt zum Hinterhof hinaus und ist heller und vor allem ruhiger; außerdem sind die Fenster dicht, und die Heizung funktioniert, und es ist spät

am Heiligen Abend, als sie sich auf den Teppich hocken und einen Stadtplan ausbreiten, ein zerfleddertes Ding aus der Zeit vor der Wende; der Ostteil ist noch wie neu. – Wohin, mein Engel? Er hat bis dahin in Steglitz und in verschiedenen Straßen in Schöneberg gewohnt, sie hat ihre ersten Berliner Jahre im Wedding verbracht, und selbstverständlich geht man nicht zurück. Allein der Gedanke an so einen Schritt scheint den Kreislauf umzukehren, das Herz pocht auf dem Rücken. Also nach Friedenau oder Charlottenburg, wo es große Wohnungen mit hohen Räumen und Parkettböden gibt? Oder gar nach Dahlem? Doch die vertrauten Westbezirke, besonders die bürgerlichen, wirken abgelegen und verblichen seit dem Beginn der neuen Zeit; Stapel von Kompottschälchen auf dem Trödelmarkt fallen einem ein, emaillierte Reklameschilder fürs Bad, dunkle Anrichten in Berliner Zimmern und glatzköpfige Pfeifenraucher in Lederwesten. Und in den neuen Kiezen, die in Betracht kommen, in Mitte, Friedrichshain und am Prenzlauer Berg, kennt man sich vor lauter Lifestile und Logos nicht mehr aus; dort hat man Jugend zu einem Beruf gemacht, Erfolg zu einer Religion, und lebt auf viel zu dünnem Eis; man hört es leise knacken, wenn sie die Deckel ihrer Laptops schließen. Also fort aus dieser Stadt? Doch auch das kommt nicht in Frage. Man kann sie zwar nicht lieben, gewiss nicht; trotzdem bleibt es die beste für jemanden, der eigentlich nirgendwo hingehört. Weil sie eine ihrer Selbstgedrehten rauchen will, öffnet Alina ein Oberlicht. Es schneit, Flocken fallen durch den Schein der Fenster im Hof, wo die Zweige einer

Eiche bei Wind die Mauern streifen; es gibt Spuren davon im mürben Putz, ein Muster aus halbmondförmigen Schrammen. Sie schließt die Augen, lässt einen Zeigefinger kreisen und tippt auf den Plan, auf den äußersten Winkel unten rechts. Krumme Straßen, Gassen fast, eine dörfliche Struktur am Nordufer des Müggelsees; ringsum viel Grün, S-Bahnstationen im Wald. Es gibt eine Sternwarte und einen Tunnel unter der Spree, die nach einer Krümmung Dahme heißt, das Forum Köpenick, ein Einkaufszentrum, ist nah und der Flughafen Schönefeld beruhigend weit entfernt, und Alina reißt ein Streichholz an und sagt: »Da werden wir leben.« Die Flamme spiegelt sich in den Scheiben, Doppelglas, und ein paar Flocken wirbeln in das Zimmer und zerschmelzen auf ihrem roten Haar.

Von sich zu schreiben in der ersten Person geht selten ohne Verstellung. Das »Ich« ist ein schiefes Licht, und der Vorsatz, schonungs- oder gar schamlos zu sein, hat sich immer noch abgeschliffen während der Arbeit und Schwächen in persönliche Vorzüge verwandelt. So bleibt nur die dritte Person, eine dürftige Tarnung, womöglich mit sprechendem Namen. Man denkt an das Kind, das glaubt, nicht gesehen zu werden, wenn es die Augen schließt oder beide Hände vors Gesicht schlägt. Man denkt an den ausweglos gefangenen, allen Blicken und jedem Hohn preisgegebenen Nackten. Die dritte Person ist ein Senken der Lider.

Bei einem Spaziergang durch Friedrichshagen gefällt ihnen das zweistöckige Biedermeierhaus auf den ersten Blick. Weiße Putzflächen zwischen gelben Klinkersegmenten, große Fenster, säulengetragene Balkone und eine verglaste Veranda im Parterre, jetzt das Wartezimmer eines Arztes. Die Proportionen im Schatten der noch kahlen Bäume haben ein erfreulich menschliches Maß, und es ist Alina, die einen kleinen Zettel hinter dem Ziergitter der Tür entdeckt: Dachgeschosswohnung frei. Sie zieht ihn am Ärmel in die Einfahrt zum Hof. Die Vermieterin, eine Frau um die sechzig, steht im Garten und begrüßt sie freundlich, nahezu strahlend; zu polierten Pumps und einem dunklen Kostüm, das nicht die Andeutung einer Taille sehen lässt, trägt sie rosa Gummihandschuhe, an denen noch das Preisschild klebt, und die dauergewellten Haare sind so energisch mit Spray fixiert, dass sie an ein Baiser erinnern. Ihre Gepflegtheit meint eindeutig Abgrenzung, ein fast amerikanisches Vorsichtshalber, und ihrem flinken Blick entgeht kein Detail an ihnen. Sie legt die Harke weg und bedauert, die Räume im Moment nicht zeigen zu können; es sei schließlich Sonntag, und die derzeitigen Mieter wären überrumpelt. Aber man verabredet ein Telefonat. »Schriftsteller sind Sie? Na, dann ist das hier richtig. Strindberg hat mal nebenan gelebt.«

In den folgenden Tagen fahren sie immer wieder in den Bezirk, um herauszufinden, ob das Haus auch wirklich das geeignete ist. Denn vor allen Dingen wollen sie ruhig wohnen. So gesehen ist ein Dachgeschoss schon mal besser als jede andere Etage; der Trittschall von

oben entfällt. Und die übrigen Mieter scheinen den Gardinen nach gutbürgerlich zu sein, keine Rapper oder Punks. Die S-Bahn hört man kaum, die Güterzüge nur abends ein oder zwei Stunden lang, und die Flugzeuge, die über dem Bezirk nach Tegel einschwenken, fliegen bei klarem Wetter sehr hoch; ohnehin will man den Airport schließen. Doch die Straße vor dem Haus wird von vielen Autofahrern zur Umgehung einer Ampelanlage mit langen Rotphasen genutzt, und auf dem Kopfsteinpflaster klingen alle Reifen, als hätten sie Spikes. Auch vom nahen Fürstenwalder Damm ist dieses Ratschen zu hören, unablässig, und fahren sie über Bodenwellen, kracht und scheppert es auf den Ladeflächen der Laster. Doch Alina tröstet Wolf mit der Hoffnung, dass man das in der Wohnung vielleicht nicht wahrnimmt. In jedem Fall ist es leiser als in Kreuzberg, am dröhnenden Südsterne.

Lärmphobie als Berufskrankheit; man hört die Flöhe der Flöhe husten. Dabei haben ihm Geräusche lange Zeit nichts anhaben können; auf den Rockfestivals seiner Jugend schlief er schon mal unter der Bühne, und noch als Dreißigjähriger begann er den Tag mit voll aufgedrehten »Dum Dum Boys« von Iggy Pop. Eine Wohnung danach auszusuchen, ob sie ruhig ist oder laut, auf die Idee kam er nie; stets war er froh, dass er überhaupt eine hatte. Erst als er anfang, Prosa zu schreiben, ging ihm Lärm plötzlich auf die Nerven. Er fühlte sich wie gehäutet von der Scharfkantigkeit der Geräusche und machte die banale Erfahrung, dass Sprache, in der mehr anklingt als das Alltägliche, nicht ohne Stille zu haben ist. Denn die ist nicht einfach nur

Lautlosigkeit; sie ist die Übersetzung der Wahrheit ins Akustische, ihr muss er ablauschen, was übertragen werden will in die Schrift, und seitdem verschlingt die Suche nach Verhältnissen, in denen er arbeiten kann, nach wirklich ruhigen Hotels oder Inseln ohne Autoverkehr, annähernd so viel Energie wie die Arbeit selbst. Andererseits ist ihm der Wunsch, etwas in Ruhe zu schreiben, auch wieder verdächtig; die wesentlichen Texte scheren sich nämlich nicht darum, ob es laut ist oder leise im Raum; was Gestalt annehmen will, tut es in fast jeder Situation.

Es vergehen gut zwei Wochen, ehe sie die Wohnung besichtigen können. Obwohl es ein kalter, fast frostiger Morgen Ende März ist, sind alle Fenster weit geöffnet, und sie lassen die Mäntel an, als die Vermieterin sie herumführt. Es gibt drei Zimmer, ein Bad, ein Gäste-WC und begehbare Schränke, und die Küche macht mit ihren Einbaumöbeln, dem Ceranherd und der polierten Abzugshaube unter alten Balken einen fast luxuriösen Eindruck. Doch Wolf, der einmal als Maurer gearbeitet hat, sieht auf den ersten Blick, dass hier sehr billig restauriert wurde, mit entsprechenden Baustoffen; Spanplatten liegen unter dem Teppichboden, und die Giebelwände sind mit Rigips verschalt, was oft ein Zeichen von verborgener Feuchtigkeit oder gar Schimmel ist. Zudem glaubt er den durchsottenen Kamin zu riechen, und ob die schrägen Fenster dicht sind, ist angesichts der Wasserspuren an den Rahmen fraglich. Doch als er die Frau darauf anspricht, schüttelt sie den Kopf. »Davon verstehe ich nichts. Fragen Sie meinen Mann, der ist Architekt. Wir haben drei

Mietshäuser, alle von ihm ausgebaut, und bisher hat sich noch niemand beschwert.«

Dieser Hinweis auf den Beruf ihres Mannes beschwich- tigt ihn, und nach einem Blick in Alinas Augen mag er nicht den Miesepeter spielen. Sie ist begeistert von den Räumen und kneift ihn heimlich, während sie der Frau durch die Glastür auf die Dachterrasse folgen. Ein Hauch von Raureif liegt über den Höfen und weitläu- figen Gärten unter ihnen, die zarten Kristalle an den Zäunen und Sträuchern und Kohlstrünken funkeln in der fahlen Sonne. Irgendwo am Waldrand klingelt ei- ne Tram, ein Taubenschwarm kreist über dem Schlag, und in einer offenen Remise schnaubt ein Pferd, von dem sie freilich nur den Atem sehen. »Das ist unsere Wohnung«, flüstert sie, als die Vermieterin sich über die Brüstung beugt und etwas in den ersten Stock hin- unterruft, wo ihr Sohn lebt. »Oder nicht?«, insistiert sie beinahe ängstlich, und einmal mehr bewundert er die Tapferkeit und den unbedingten Zukunftswillen in ihrem Gesicht und fragt sich einen melancholischen Moment lang, was er ihr denn geboten hat in all den Jahren außer seinen Spleens und Neurosen und der welker werdenden Haut. Nichts hat er ihr geboten, dieser wunderbaren Frau, und als er schließlich nickt und ihr einen Arm um die Schultern legt, donnert eine Maschine der Lufthansa über das Dach.

Erinnerung, auch und gerade die gewollte, ist selten wahr; sie gaukelt uns vor, etwas liege hinter uns und sei vorbei. Doch mit dem Horizont nimmt die Ahnung

zu, dass Zeit nichts ist, was sich bewegt; alle Zeit meint vielmehr Gleichzeitigkeit, was vermutlich schon deswegen stimmt, weil es unser Verständnis übersteigt. Wer weiß, in den Traumtiefen dieses Augenblicks passiert vielleicht das Mittelalter, die Antike, die Zukunft in Maschinen aus Gedankenkraft und Licht; in diesem Moment juckt mich ein Mückenstich, während Plotin sich kratzt und mir irgendwer mit einem Zwinkern seine Software überspielt. Wie es auch sei, Erinnerung ist jedenfalls nicht das Mittel, um aus dem eigenen Leben ein Kunstwerk zu machen. Dazu fehlt es ihr an Vollkommenheit.

Mit der Liebe sieht es da schon anders aus. Zögernd hatte es begonnen mit ihnen, nahezu klassisch: der Autor und die Buchhändlerin. Er hatte gerade debütiert und für seine Lyrik und eine Erzählung ein Jahresstipendium im Sauerländischen bekommen. Dazu gehörte eine Wohnung in einer städtischen Villa, in der auch das Standesamt untergebracht ist; Marmortreppen, weitläufige Räume, große ovale Fenster mit Blick auf Hügel und Wälder. Es schneit oder regnet viel hier, fast ununterbrochen, immerzu hängen Wolkenfetzen zwischen den Wipfeln der gewaltigen Tannen, und der einzige Lichtblick ist die Einkaufsstraße im Tal. Doch der Glutstrom trägt; die Menschen tragen Grau oder Beige, oder beides; auch die Schuhe sind grau oder beige. Und natürlich bezieht er den Missmut in den Mienen der meisten auf sich; er kriegt Unsummen an Steuergeldern für ein paar Gedichte, die sich nicht einmal reimen, und sie müssen ihre Münzen zählen im Penny-Markt. Ein Handwerker schiebt ihm den Einkaufswagen in die

Hacken, mehrfach; aufrücken soll er, näher zur Kasse, und als er zwar protestiert, es aber dennoch tut, sagt der andere: »Na bitte, geht doch ...«

Er gibt sich grüblerisch und arbeitsam, spricht von seinem ersten Roman und liegt in Wahrheit nur auf dem Sofa und starrt in den verhangenen Himmel, Monate. Erwartet wird wenig. Ab und zu soll er aus seinen Texten lesen, im örtlichen Rotary-Club zum Beispiel, in der Leihbücherei, im Kulturzentrum der Nachbarstadt, einer ehemaligen Wassermühle mit klapperndem Rad. Dennoch ist seine Depression oft so lähmend, dass es ihm schwerfällt, die Teetasse an den Mund zu führen. Das Schreiben ist ein Glück von Jugend an, trotz aller Mühe. Das Schriftstellersein dagegen, jedenfalls in der Öffentlichkeit, ist kaum erträglich. Dass er etwas zu sagen haben soll über seine Texte hinaus, empfindet er als Zumutung, und wenn er dann nur stammeln kann, schürt das am ehesten bei ihm selbst den Verdacht, dass er wohl doch kein richtiger Autor ist: Der Brauereibesitzer weist ihn auf einen problematischen Genitiv hin, der Studienrat hat alles schon mal gelesen, und seine Frau fragt ihn, ob er jenes Gedicht von Schiller kenne, das da anhebt: »Größeres wolltest auch du ...« Interessiert sieht man ihm beim Signieren seines Buches zu, und prompt verkrampfen sich die Finger so, dass er den Namenszug nicht zu Ende bringt. Will er dem aber zuvorkommen, indem er schwungvoller beginnt, mit großen Anfangsbuchstaben, reicht der Platz nicht aus.

Die Mühle klappert, und der Veranstalter blickt auf die Uhr. Er betreibt eine Versandbuchhandlung neben-